

Nekr T 5A

STADTARCHIV ZÜRICH
Bibl. ^{Nel Treichler -}
Pétua, Heinrich

Heinrich Treichler-Pétua

1879—1946



Zur Erinnerung

an

Heinrich Treichler-Pétua

8. Oktober 1879 — 21. Dezember 1946



Abschiedsworte

Am Tage der Bestattung gesprochen

von Pfarrer Paul Peter, ehemaligem Seelsorger in Maur,
Edwin Manz, Zürich, und Dr. Friedrich Witz, Zürich

im Krematorium zu Lugano

23. Dezember 1946

Abschiedsworte von Pfarrer Paul Peter

Psalm 62; 2, 3, 6.

«Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft. Nur er ist mein Fels und meine Hilfe, meine Burg: ich werde nicht wanken. — Sei nur stille zu Gott, meine Seele; denn er ist meine Hoffnung.»

Verehrte Trauerversammlung,
liebe Leidtragende!

Wir haben uns hier versammelt, um uns beim Abschied von der sterblichen Hülle des lieben Entschlafenen zu stärken an dem Wort von der Hoffnung, die wir haben dürfen über Tod und Grab hinaus, und in der Gemeinschaft, die uns untereinander geschenkt ist. «Wenn ein Glied leidet, so leiden alle Glieder mit.»

Es hat uns alle tief bewegt, als wir am vergangenen Samstag die Nachricht vom plötzlichen Hinschied unseres verehrten und geliebten Herrn Treichler erhielten. Unsere ersten Gedanken gingen zu seinen lieben Angehörigen, insbesondere zu seiner nun einsamer gewordenen Gattin, die wir unserer herzlichen Teilnahme versichern.

Wir alle, die wir hier sind, wissen, was der liebe Entschlafene uns gewesen ist. Wie viel muß er denen gewesen sein, die ihm am nächsten standen! Mit ihnen und uns schauen ihm noch viele in Liebe und Dankbarkeit nach.

Heinrich Treichler entstammte einer angesehenen Lehrersfamilie in Zürich-Außersihl. Sein Vater hatte sich aber nicht nur als hervorragende Lehrkraft einen guten Namen gemacht, sondern auch durch seine politische Tätigkeit als echter, alter 69er-Demokrat, der dem damaligen Verfassungsrat angehörte. Hier ist wohl auch der Kern der spä-

teren Entwicklung seines Sohnes, unseres lieben Entschlafenen, zu suchen. Auch der Sohn wurde nicht nur ein ausgezeichnete Lehrer, sondern hatte von seinem Vater auch die uns an ihm bekannte senkrechte Einstellung in der Politik übernommen: seine vorbildliche, unbeugsame, saubere demokratische Haltung.

Im Elternhause muß ein prächtiger Geist geherrscht haben. Wie oft hatte der liebe Entschlafene seinen Freunden geschildert, wie schön es gewesen sei, wenn die Familie, in der Vater und Sohn sehr musikalisch waren, die Hausmusik pflegten.

Die Begeisterung für Musik und Kunst bahnte dem Sohn schon früh den Weg zur aktiven Mitwirkung in den Vereinen, zu denen der Vater gehörte. Schon mit zehn Jahren soll er im Souffleurkasten gesteckt sein.

In der Schule zeigte sich bald die hervorragende Begabung des Knaben. So war es wohl wie gegeben, daß er den Beruf des Vaters auch für sich ins Auge faßte. Während seiner Seminarjahre in Küsnacht, 1895 bis 1899, vertiefte sich seine besondere Stärke in der Sprache, Geschichte und Mathematik. Das Bestreben, sich möglichst viel an Bildung anzueignen, ließ ihn nach der Küsnachter Zeit das Studium unmittelbar fortsetzen. Sekundarlehrer zu werden, war sein Ziel.

Als solcher bekleidete er seine erste Stelle in der großen Gemeinde Wald im Zürcher Oberland, wo er prächtige Jahre verbringen durfte, hochgeschätzt von Behörden und Bevölkerung. Neben seiner Lehrtätigkeit wurde er bald zur Leitung von Gesangvereinen berufen, und es war sein Verdienst, daß das musikalische Leben jener Gemeinde damals eine so gewaltige Förderung erfahren durfte. Daneben

hatte er in jenen Jahren mehr als zuvor dem Drang zum Lesen Folge leisten können und sich eine Kenntnis der deutschen, namentlich aber der nordischen Literatur angeeignet, die seine Freunde immer wieder in Staunen versetzte. Auch die schriftstellerische Tätigkeit nahm ihn schon damals stark in Anspruch.

1904 folgte er einem ehrenvollen Ruf ins Schulhaus Feldstraße in Außersihl, also dorthin, wo er seine Jugend verbrachte. Auch in der Stadt war und blieb er mit Begeisterung Lehrer. Wir werden von berufener Seite noch mehr davon hören dürfen, wie auch über seine umfangreiche Tätigkeit am Zürcher Stadttheater als Delegierter des Verwaltungsrates, der er sozusagen jede freie Minute geopfert hatte. Von Zürich aus hielt der Verewigte wiederholt im Sanatorium Wald, mit dem er wohl seit seiner Oberländer Wirksamkeit noch warm verbunden war, Vorträge, um mitzuhelfen, daß den Patienten möglichst viel Abwechslung, aber auch Gelegenheit zur Bereicherung ihres Wissens geboten wurde. Wer hätte aber gedacht, daß er bald selber dort als Patient schwere Wochen werde verbringen müssen infolge einer ernsthaften Lungen- und Kehlkopftuberkulose, die ihn nahe an den Rand des Grabes gebracht hatte. Es ist menschlicherseits seinem unbeugsamen Lebenswillen und dem genauen Befolgen der ärztlichen Verordnungen zu verdanken, daß er mit dem Leben davonkam. So brachte er es damals fertig, während eines vollen Jahres kein lautes Wort zu sprechen. Wie konsequent er sich an die notwendigen Vorschriften hielt, haben wir auch später an ihm immer wieder bewundert. In Sachen Selbstdisziplin und eisernem Willen hat er uns ein leuchtendes Vorbild hinterlassen.

Daß er aus seiner Krankheitszeit physisch geschwächt hervorging, spürte er fortan deutlich. So begeistert auch das Herz dabei war, machte ihm von nun an das Sprechen nicht wenig Mühe. So mußte er aus gesundheitlichen Rücksichten denn auch nach siebenunddreißigjährigem Schuldienst in Außersihl etwas vorzeitig in den Ruhestand treten und bezog nun endgültig sein so schmuckvoll eingerichtetes Heim in Maur am Greifensee, das ihm und seiner geliebten Gattin schon vorher als Ferien- und Wochenendhaus gedient hatte.

Hier bekam er nun Zeit und Muße, sich den schriftstellerischen Arbeiten hinzugeben. Hier durfte ich ihn nun während mehrerer Jahre als wohlwollenden Nachbarn, als väterlichen Freund und Berater schätzen lernen und lieb gewinnen. Ich bin sicher, daß er dort im stillen Bauerndorf draußen manche Lücke hinterlassen wird. Manche werden ihm nachtrauern, denen er mit seiner väterlich-freundlichen Art wohlgetan hat, denen er einen Weg zeigen durfte, denen er ein weiser Berater war. Sein uns bekanntes «Jürgenbuch» läßt uns ja einen Einblick gewinnen in sein tiefes Mitfühlen mit den Nöten und Kämpfen der Mitmenschen und in sein aufrichtiges Bestreben, nicht nur mit guten Worten zu raten, sondern in Tat und Wahrheit zu helfen. Wie viele seiner ehemaligen Schüler, denen er mehr war als ihr Lehrer, werden im Geiste bei uns sein und unsern lieben Entschlafenen nie vergessen können. Ein seltener Mensch und ein begnadeter Lehrer ist mit ihm von uns gegangen. Ein Kämpfer für die Gerechtigkeit und Liebe. Ein Wohltäter, der nicht in erster Linie danach fragte, was aus seinem Sorgen und Mühen hervorgehe, sondern der tat, was sein Herz und sein Gewissen ihm geboten haben.

Was seine Hinterbliebenen aber, was vor allem seine geliebte Gattin an ihm verloren haben, das können nur sie wissen. Und ein anderer weiß es, zu dem wir vertrauensvoll sprechen wollen: «Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft!»

Wir müssen und wir wollen nun auch diesen Weg aus Gottes Hand annehmen. Von menschlicher Seite ist ja nichts versäumt worden, dem geliebten Gatten, Vater und Freund trotz seinem ernsthaften Herzleiden noch einen längeren Lebensabend zu ermöglichen. Wie hätten wir es ihm und seiner Gattin gönnen mögen! Wie gerne hätten wir die beiden Eheleute noch mehrmals im Frühjahr aus dem Tessiner Winteraufenthalt zu uns herüberkommen sehen! Aber die Liebe und Sorgfalt, die jede unnötige Anstrengung ihm fernhielt, die treue Wachsamkeit, mit der er immer umgeben war, konnte es nicht aufhalten, daß nun eine höhere Hand eingegriffen hat. Es ist der Wille Gottes, dem wir uns nun stille beugen wollen, wie der liebe Verstorbene sich stets dem Unvermeidlichen stille zu ergeben pflegte. Wir wollen im Vertrauen in Gottes unfehlbare Hand aufblicken und sprechen: «Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft!»

Leid macht stille. Leid macht in sich gekehrt. Die Stille «für sich allein» könnte aber nicht unsere Hilfe sein. Sie könnte uns in der Trübsal und Einsamkeit erdrücken. Wir brauchen jemanden, der weiß, was uns bewegt, der tragen hilft, was uns auferlegt ist, der hinwegschafft, was sich belastend auf uns legen will. Wir wollen in die Stille zu Gott gehen, der in Jesus Christus, seinem Sohne, uns als unser barmherziger Herr und Tröster nahe ist, wie wir es in der Weihnachtsbotschaft beglückend innerwerden dürfen.

Jesus Christus ist unser Fels, auf dem wir stehen dürfen, damit wir nicht wanken in den so schmerzlichen Wechsel-fällen unseres Lebens. Er ist unsere Burg, in der wir uns geschützt wissen dürfen am Tage der Anfechtungen und Prüfungen. Er ist unsere Hoffnung, die uns einen herrlichen, tröstlichen Ausblick gewährt über Tod und Grab hinaus. Jesus Christus ruft uns zu: «Fürchte dich nicht, glaube nur!» — «Euer Herz erschrecke nicht; glaubet an Gott und glaubet an mich! In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen. Ich gehe hin, euch die Stätte zu bereiten. Ich will euch zu mir nehmen, auf daß ihr seid, wo ich bin!»

Der Glaube an die vergebende Gnade unseres Gottes, die in Christus uns kundgeworden ist, hebt und trägt uns. Von ihr wollen wir uns emporziehen lassen. Gott will uns durch das Leid nicht nur «nehmen». Er will und er kann uns auch geben. Er ist unser Trost und unsere Hoffnung jetzt und immerdar. Mit dem Advents- und Weihnachts-wort Paul Gerhardts will ich schließen:

«Das schreib dir in dein Herze,
du tiefbetrübtes Heer,
bei welchem Gram und Schmerze
sich häufet mehr und mehr.
Seid unverzagt, ihr habet
die Hilfe vor der Tür;
der eure Herzen labet
und tröstet, steht allhier.»

Abschiedsworte von Edwin Manz

Lieber Heinrich!

So vieles hättest Du mir noch sagen sollen, so vieles wollte ich Dich noch fragen. Doch nun ist Dein beredter Mund verstummt, und geschlossen sind für immer Deine klugen, gütigen Augen. Ob Du in Maur weiltest oder in Deinem geliebten Tessin, immer wußte ich Dich nahe und wußte Dich bereit, mir jeden Freundesdienst zu erweisen. Und nun stehe ich an Deiner Bahre und versuche, mit schalen Worten den schmerzlichsten aller Dienste Dir, meinem liebsten Freunde, zu leisten.

Seit fünfunddreißig Jahren kennen wir uns, und wir haben ein gut Teil dieser Zeitspanne gemeinsam durchwandert. Nicht nur bildlich, nein, viele Hunderte von Kilometern haben wir im Laufe unserer Lehrertätigkeit während den Unterrichtspausen, in unserm Schulhauskorridor auf und ab gehend, zurückgelegt.

Um drei Pole kreiste jeweils unsere Unterhaltung: um die Schule, um die Kunst, vorab ums Theater, und — wenn gleich seltener — um die Politik. Diese drei Grundpfeiler Deines Lebens und Strebens waren in Deinem Elternhaus schon verankert. Du entstammtest ja einer angesehenen Lehrersfamilie in Zürich-Außersihl. Dein Vater, ein tüchtiger Lehrer, war auch ein tüchtiger Staatsbürger. Als echter Demokrat von 1869 gehörte er dem damaligen Verfassungsrat an. In Eurer Familie herrschte ein unbeugsamer Sinn für Freiheit und Gerechtigkeit. Doch auch das Dritte war aus Eurer mit echtem Pestalozzigeist erfüllten «Wohnstuben-Erziehung» nicht wegzudenken: die

liebevolle Pflege der Musik. Wie oft hast Du mir mit leuchtenden Augen von Eurer kleinen Hauskapelle erzählt und von Eurer musikalischen Tätigkeit bei geselligen Lehreranlässen. Wenn Du mit elf Jahren aus tiefster Begeisterung für Mascagnis «Intermezzo» dessen Noten abschriebst und wenn Du am Eidgenössischen Sängerfest in Zürich, 1915, alle Chöre — und es waren deren gegen 200 — anhörtest, wenn Du mir in beglückenden Erinnerungen von den erfolgreichen Schülerkonzerten an Deiner ersten Lehrstelle in Wald sprachst, dann wußte ich, daß Dir die Freude an der Musik, die Dir das Elternhaus geschenkt hatte, zu einem lebensnotwendigen Element geworden war. Erinnerst Du Dich daran, wie Du als schon schwerkranker Mann, der auf alle materiellen Genüsse des Lebens verzichten mußte, mir in einer der letzten Stunden unseres Beisammenseins sagtest, daß Du nur noch einen Wunsch an das Schicksal habest, bevor Dein Lebenskreis geschlossen werde: ein Konzert oder eine Opernaufführung in Rom oder sogar in der Metropolitan-Oper in Neuyork anzuhören? Doch das Schicksal hat Dir die Erfüllung Deines letzten Wunsches vorenthalten.

Hadern wir nicht mit ihm! Hat es das Schicksal trotz den durch Krankheit verdüsterten letzten Jahren doch gut mit Dir gemeint. War es Dir doch vergönnt, ein überaus inhaltsreiches Leben zu führen, dem tausendfältig Segen und Beglückung entströmte. Und wer hätte Dir, als Du als junger Lehrer, ein vom Tod Gezeichneter, in Wald — doch diesmal im Sanatorium — lagst, ein so langes, arbeits- und erfolgreiches Leben vorauszusagen gewagt? Doch Deine beispiellose Energie und Deine restlose, unbedingte Beobachtung der ärztlichen Vorschriften überwand den

Tod. Du wardst gesund und konntest, im Jahre 1904 war's, Deine Lehrstelle im Schulhaus Feldstraße antreten, die Du siebenunddreißig Jahre lang so hervorragend betreutest.

Du, lieber Freund, warst ein begnadeter Lehrer. Dir war das Unterrichten und Erziehen nicht ein Beruf, sondern eine wahre Berufung. Mit Deinen glänzenden Geistesgaben verbandest Du pestalozzische Güte und unendliche Geduld, die Dich dazu befähigten, nicht nur den geistig Begabten unter Deinen Schülern reiche Anregungen und einen wertvollen Schatz an Wissen, Können und Wollen mit auf den Lebensweg zu geben, sondern die Dir ermöglichten, auch in scheinbar hoffnungslosen Fällen noch erstaunlich viel Positives herauszuholen. Dein tiefes soziales Mitfühlen, das Dich schon früh weltanschaulich zum Sozialismus geführt hatte, gab Dir die Kraft, Dich ganz besonders den geistig oder seelisch Gehemmten zu widmen. Und die überraschenden Erfolge, die Du oft auch in ganz schweren Fällen erzieltest, veranlaßte die Schulpflege, Dir öfters solch kritische Spezialfälle zuzuweisen, so daß Deine Klasse mitunter beinahe einem heilpädagogischen Praktikum glich.

Der Kernpunkt Deines Unterrichts war die Pflege der deutschen Sprache, und Dein unermüdliches Streben, Deine Schüler zu einem fehlerlosen, gewandten mündlichen und schriftlichen Ausdruck in ihrer Muttersprache zu befähigen, war vom schönsten Erfolg gekrönt. War es nicht jeweils ein Freudentag für Dich, wenn es Dir glückte, bei einem Deiner Sorgenkinder das Eis zu brechen, wenn sie sich seelisch Dir erschlossen und es ihnen gelang, ihr Erlebnis ungehemmt schöpferisch zu gestalten? Wie tief

war auch Dein Einfühlen mit jedem einzelnen, wie sehr nahmst Du Anteil an ihren kleinen und großen Sorgen, an ihren Leiden und Freuden! Hast Du mich nicht mehr als einmal mit Deinen Kenntnissen auf sportlichem Gebiete überrascht? Du, der Du doch so wenig sportlich veranlagt warst, kanntest die Sportskanonen des Tages. Und weißt Du noch, was Du auf meinen überraschten Einwurf antwortetest? «Ich fühle mich verpflichtet, auch auf den Gebieten Kenntnisse zu sammeln, die meine Schüler so sehr beschäftigen!»

Mit ganzer Seele warst Du Lehrer und Erzieher, ein Vorbild an Pünktlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit. Du selbst warst ja eine Michael-Kohlhaas-Natur, der jedes Unrecht, von welcher Seite es auch geschähe, auf den Tod zuwider war. Hast Du nicht einen Streitfall, in dem Dich die kantonale Regierung ins Unrecht versetzte, vor den Bundesrat gezogen und durch diesen recht bekommen? Und so, wie Du leidenschaftlich für Dein Recht einstandest, so fügtest Du auch nie andern, auch Deinen Schülern nicht, das geringste Unrecht zu.

War es da ein Wunder, daß die Schüler und deren Eltern Dich verehrten und Dir Deine Zöglinge, nachdem sie längst schon erwachsen waren, Dir in unwandelbarer Treue und Dankbarkeit anhängen? Ist es nicht ein beredtes Zeichen herzlichster Anhänglichkeit, wenn Deine Klasse, die Du von 1911 bis 1913 führtest, Dir durch eine Delegation, fern von Deinem geliebten Maur, das letzte Geleite gibt und noch heute, nach einem Dritteljahrhundert, in Liebe und Verehrung ihres einstigen Lehrers und Meisters gedenkt? Aber auch wir Kollegen vom Schulhaus Feldstraße verehrten Dich in stiller Hochachtung und zollten

Deiner beruflichen und menschlichen Größe unsere, wenn auch scheu verhaltene, Anerkennung. Die Lehrerschaft unseres Schulhauses spricht der Trauerfamilie ihr tiefgefühltes Beileid aus und dankt Dir, ihrem gütigen, hochgesinnten und tüchtigen ehemaligen Kollegen, an Deiner Bahre für all das, was Du ihnen gewesen bist.

Neben Deiner hervorragenden Begabung zum Erzieher und Lehrer wirkte sich Deine Begeisterung und Dein tiefes Verständnis für die Kunst, vor allem Musik und Literatur, als stärkste Komponente Deiner Persönlichkeit aus. In Deiner unfreiwilligen Mußzeit im Sanatorium Wald erwarbst Du Dir eine Kenntnis der modernen deutschen und ganz besonders der nordischen Literatur, wie sie wohl wenigen eigen war. Literarisches Schaffen, das Novellen und Schauspiele umfaßte, waren Dir Stunden tiefer Glückseligkeit. Wie manchen langen Abend, mitunter war es lang nach Mitternacht, saßen wir zusammen und sprachen über Schule oder Literatur. Da lasest Du mir oft aus Deinen reizenden bretonischen Novellen — der köstlichen Frucht Deiner Frankreich-Reisen — oder aus Deinen Schauspielentwürfen vor. Es waren herrliche Stunden, in denen Du mir von dem Reichtum Deiner welt-offenen Ideen und künstlerischen Erkenntnisse schenkest. Doch Du warst Deinen literarischen Kindern gegenüber außerordentlich kritisch eingestellt, so daß aus der Frühzeit Deines Schaffens nur wenige Novellen und nur das eine Lustspiel, «Madames Reise», das über die Bretter der Pfauenbühne ging, das Licht der Öffentlichkeit erblickten. Erst später, als Du von Deinem Lehramt zurückgetreten bist, hast du die Feder wieder aufgegriffen und uns 1942 den «Jürg» geschenkt, diesen schönen Erziehungsroman,

in dem Du Deine reichen Kenntnisse von der brodelnden Welt des Jugendlichen, von seinen Hoffnungen und Nöten, von dessen Kampf um den rechten Beruf und von der ewigen Antithese «Väter und Söhne» niedergelegt hast. Welch große, innere Genugtuung ward Dir durch die freundliche Aufnahme, die Dein «Jürg» in der Leserwelt gefunden, zuteil! Doch unermüdlich arbeitetest Du an neuen Entwürfen, ja, Du mußtetest arbeiten; denn, wie Du mir schriebst, war «die Flucht in meine jetzige Arbeit fast ein Segen»; sie ließ Dich die Schrecken der Kriegsjahre vergessen und schenkte Dir viele schöne, stille Stunden. Ein Mensch, den Musik und Literatur so in ihren Bann gezogen hatten wie Dich, mußte auch dem Zauber des Theaters, als der Synthese beider Künste, verfallen sein. Und dies war auch die große Leidenschaft Deines Lebens. Schon im Alter von zehn Jahren saßest Du im Souffleurkasten und wirktest anlässlich eines Vereinsanlasses bei der Aufführung eines Volksstückes als Souffleur mit. Später vertiefte sich Deine Liebe zum Theater. Du schriebst selbst Stücke für die Sprechbühne und arbeitetest aktiv am Ausbau unserer Zürcher Theater mit. Im Jahre 1918 tratst Du dem Zürcher Theaterverein bei, dessen Vorstand Du viele Jahre als sehr geschätzter Mitarbeiter angehörtetest. Du warst einer der Initianten zur Gründung der Theatergemeinde und wurdest geradezu die rechte Hand des damaligen Direktors des Pfautheaters, Franz Wenzler. Eine Unsumme von Arbeit hattest Du zu bewältigen. Erinnerst Du Dich noch jener Nachtsitzung bei Oberrichter Heinrich Wyss, die wir auf Mitternacht einberufen mußten, da uns keine andere Zeit zur Verfügung stand? Nach Wenzlers Wegzug von Zürich schufst Du,

einem vielfach empfundenen Wunsche der Theaterfreunde entsprechend, das Austauschheft für Stadttheater und Schauspielhaus. Als im Jahre 1929 der Stadtrat von Zürich Dich in den Verwaltungsrat des Stadttheaters abordnete, zu dessen erstem Delegierten Du bald erkoren wurdest, da eröffnete sich Dir in der Verwaltung unserer Opernbühne ein Wirkungsfeld, wie es das Schicksal Dir nicht schöner hätte bieten können. Wohl noch selten mag der Verwaltungsrat unseres Stadttheaters ein Mitglied gezählt haben, das ebenso theaterbesessen und theaterbegabt war wie Du, lieber Freund. Brachtest Du doch für dieses Amt alle Voraussetzungen mit: eine flammende Begeisterung für die Kunst, ein tiefes Verständnis für die spezifischen Theaterbelange, wie wir es in diesem Maße selten finden, und eine Einsatzbereitschaft, die schlechthin beispiellos war.

Neben Deinem Berufe als Lehrer, den nach bestem Können und Gewissen zu betreuen Dir eine heilige Verpflichtung war, lebstest Du nur mehr dem Theater. Nichts gönntest Du Dir mehr in Deiner Freizeit. Tag für Tag, auch an den schönsten Sonntagen, arbeitetest Du auf Deinem Büro im Theater. In neun Jahren hast Du Dir während der Spielzeit nie einen vollen freien Sonntag gegönnt. Berechnungen, Besprechungen, Monatsberichte und weitschichtige Exposés füllten Deine letzte freie Minute aus: hattest Du Dir doch in den Kopf gesetzt, dem Theater aus seiner Defizitperiode herauszuhelfen. Wie Du zum Beispiel in Deinen Monatsberichten in fast wissenschaftlicher Weise den Theaterbetrieb einer fortlaufenden eingehenden Kritik unterzogst, Positives mit Freude heraus hobst und Negatives, ohne es bemänteln zu wollen, zu

Nutz und Frommen des Theaters in aufbauendem Sinne verwendetest, das war eine Deiner großen Leistungen. Oder denken wir an Deinen großen, 62 Druckseiten umfassenden Bericht über einen Landestheaterbetrieb im Sinne einer Kooperation der drei Bühnen Zürich-Basel-Bern, die die Spezialisierung auf eines der drei Genres: Oper, Operette und Schauspiel, für jedes dieser drei Theater und den Austausch mit den andern beiden Bühnen zum Ziele hatte. Diese bedeutende, bis in alle Einzelheiten ausgeführte Arbeit, deren volle Würdigung erst der Zukunft vorbehalten sein wird, dürfte sicher einst in die schweizerische Theatergeschichte eingehen.

Blieb dieser Landestheateridee auch das erwartete Echo aus, so hattest Du doch die Genugtuung, gegenwartsverbundene Aufgaben aufs glücklichste lösen zu können. So schufst Du das «Besucherheft», das mit einmal dem Theater immer weitere Kreise der Bevölkerung zuführte und das mit anderen von Dir angeregten Maßnahmen und auch dank eines anregenden Spielplanes und vieler vorzüglicher Aufführungen dem Stadttheater zum erstenmal defizitlose Jahre schenkte. So wuchsest Du in kurzer Zeit zum anerkannten Theaterfachmann heran, dessen Ratschläge von nah und fern gerne eingeholt wurden und dem auch die Ehre zuteil wurde, zeitweise den Internationalen Theaterkongreß in Zürich zu präsidieren.

Noch warst Du lange nicht am Ziele Deiner Bestrebungen angelangt, als Dein krankes Herz zur Vermeidung jeder Aufregung, deren es im Theater in der Diskrepanz zwischen Notwendigem und Erreichbarem und bei der oft überspitzten Subjektivität der Personen übergenuß gibt, Dich zwang, auf jede Mitarbeit am Theater zu verzichten.

Doch Du warst zu sehr mit ihm verkettet, als daß Du nicht auch aus Deiner Abgeschlossenheit die Vorgänge im und ums Theater verfolgt hättest. Leider! Denn wie in der jüngsten Zeit die Theaterangelegenheit in der Öffentlichkeit dargestellt und behandelt wurde, hat Dich unsagbar geschmerzt.

Direktion und Verwaltungsrat des Stadttheaters entbieten Dir mit ihrem letzten Gruß ihren tiefempfundenen Dank für Deine uneingeschränkte, leidenschaftliche Hingabe an das Theater, mit dem der Name Heinrich Treichler-Pétua dauernd verknüpft bleiben wird. Sie danken aber auch Deiner Gattin für ihr verständnisvolles, großes Opfer, das auch sie gebracht hat und das Dir ermöglichte, Deine Mission zu erfüllen.

Und wir Freunde, was sollen wir Dir als unserem Freund sagen? «Ich hatt' einen Kameraden, einen besseren findest du nicht.» Jawohl, Heinrich, Du warst mir, Deinen Klassengenossen und weitem Freunden der liebste, der treueste, der trefflichste und bescheidenste Kamerad. Edle Menschlichkeit war das Signum Deines Wesens. Streng gegen Dich selber, warst Du Güte und Nachsicht andern gegenüber. Dein anregender Geist und Dein warmes Herz schenkten uns beglückende Stunden. Einen Vorwurf nur müssen wir Dir machen, den, daß Du Deine lieben, gütigen Augen für immer geschlossen und uns in dieser freudlosen, streitsüchtigen Welt allein gelassen. Und doch mögen wir alle, wenn auch blutenden Herzens, Dir Deine Ruhe gönnen. Der Tod trat als Erlöser an Dich heran und schenkte Deinem gequälten, gütigen Herzen, das so herrlich für die Menschheit, für alles Schöne, Gute und Gerechte geschlagen hat, seinen ewigen

Frieden. So ganz aus Deiner Seele scheinen mir J. V. Widmanns Worte der «Blaudrossel» geschrieben zu sein:

Ich weiß nicht, war mein Leben leicht?
Es war am Ende voll Beschwer?
Jetzt aber, da es mir entweicht,
strömt voller Glanz aus ihm mir her.

O große Welt! Ich bin so klein
und muß nun gehn — mein Herz ist krank.
Nun werd' ich nie und nimmer sein . . .
du schöne Welt . . . hab Dank . . . hab Dank.

Leb wohl, lieber, lieber Freund! Ich vermag Dir nicht mehr zu sagen. Noch über Deine Todesstunde hinweg hast Du mich begrüßt. Zwei Stunden nachdem mich die Trauerbotschaft von Deinem Hinschied erteilte, brachte mir die Post Deine Weihnachtsgrüße. So hat Deine edle Freundschaft den Tod überbrückt, und so wirst Du auch in uns weiterleben. Wir alle, die wir Dich kennen durften, empfinden, erfüllt von dem, was Du uns gewesen bist, nur das eine: hab Dank . . . hab Dank.

Abschiedsworte von Dr. Friedrich Witz

Liebe Frau Treichler,
verehrte Trauerversammlung!

Seit langem haben wir uns vor dem Tag gefürchtet, der uns die Kunde bringen würde, unser Freund Heinrich Treichler habe im stillen und wachsamem Ringen mit der Krankheit, deren Tücke er kannte, unterliegen müssen, und wir hofften mit ihm, mit Ihnen, liebe Frau Treichler, dieser schwarze Tag möchte noch sehr, sehr ferne sein.

Die Kunde vom vergangenen Samstag traf uns hart, und wie das immer ist vor dem Angesicht des Todes: Es erhebt sich das Wesen des Dahingegangenen in seiner Sonderart, seinem Sinn, seiner Strahlung, seiner Wärme und Fülle vor uns, und wir möchten ein Bekenntnis ablegen dürfen, dem unser Dank, unsere Anhänglichkeit, unser tiefstes Verbundensein und Verbundenbleiben mit dem Verstorbenen entströmen. Gemessen aber am Sturm der Gefühle, sind unsere Worte klein und nichtig, und sie versickern in unserer Trauer.

Wenn ich hier doch ein paar Worte zu Ihnen spreche, und wenn das im Auftrag des Zürcher Theatervereins geschieht, dessen Vorstand Ihnen, verehrte Angehörige, durch mich sein inniges Beileid aussprechen läßt, dann spreche ich zugleich als einer, der in Heinrich Treichler seinen väterlichen Freund verloren hat.

Es gab eine Zeit, da war Heinrich Treichler-Pétua aus dem Zürcher Theaterleben nicht wegdenkbar. Seine Liebe, seine Hingabe, sein Wünschen und Hoffen, seine Begeisterung, seine Einsicht, sein künstlerisches Verständnis gehör-

ten in einem Maße den Dingen der Zürcher Theaterkultur, daß er zwangsläufig und folgerichtig in leitende Stellungen hineinrückte. So war er Präsident der Zürcher Theatergemeinde und während achtzehn Jahren Vizepräsident des Zürcher Theatervereins, und in diesen Eigenschaften ein unermüdlicher, schöpferischer Gestalter und Förderer der großen Besucherorganisationen, die in kritischen Jahren den beiden Zürcher Bühnen wichtigster und unerläßlicher Beistand waren. Nie aber verlor er sich in eine nur rechnerische Auffassung seiner Mission, wie sehr er wußte, was volle Kassen für einen Theaterbetrieb bedeuten. Immer ging es ihm um das Wesentliche, das Erlebnis der Kunst, um den künstlerischen Geist, um die Qualität des Darbotenen und um die Qualität der Darbietung. Nie vergesse ich jene Abende im Verwaltungsratszimmer des Zürcher Stadttheaters, da wir gemeinsam Arbeiten für den Zürcher Theaterverein besprachen und erledigten und wie er dann plötzlich auf die Uhr guckte, mich am Ärmel faßte und sagte: «Kommen Sie, wir hören uns rasch die und die Arie an, die in einigen Minuten gesungen wird!» Dann saßen wir lauschend in einer Ecke der Verwaltungsloge, hingegeben dem Genuß des Schönen, und begaben uns hernach, beglückt und beschwingt, wieder zur Arbeit zurück. Damals erkannte ich, in welchem Maß und in welcher vorbildlicher Form Heinrich Treichler seinem Wirken tiefen und eigentlichen Sinn zu geben wußte. Es war wahrhaftig eine besondere Einsicht, die ihm die Liebe zum Theater eingegeben und die ihn zum großen Helfer und Förderer der Zürcher Bühnen gemacht hatte: Die Einsicht ins seltsame Hin und Her, ins verwirrende Wechselspiel von Lebenswahren und Theatralischem, das

Wissen um das Theatralische in unserem menschlichen Dasein und um das Menschliche, das menschlich Bedeutsame im Theater und all dem, was es zu geben berufen ist. Wenn später einmal jener Zeitabschnitt der Zürcher Theatergeschichte, der zwischen den beiden großen Kriegen liegt, aufgezeichnet werden sollte, dann wird darin ein besonderes Kapitel dem beispiellosen und beispielhaften Wirken Heinrich Treichlers gewidmet sein und der Dank an den treuen und selbstlosen Helfer Ausdruck finden müssen.

Es wäre eine Unterlassungssünde, verehrte Anwesende, würden wir heute im Lebensbild des Mannes, der mit seinem gütereichen, aufgeschlossenen Herzen gerade die Unterlassungssünden so vorbildlich zu meiden wußte, nicht auch des Dichters Heinrich Treichler gedenken. Ich sage bewußt «Dichter» und nicht «Schriftsteller»; denn er besaß jene Fülle des Herzens, jenen Reichtum der Gemütskräfte, jenes Pflichtbewußtsein der Sendung und dem Sinn des Wortes gegenüber, was alles zusammen erst den wirklichen Dichter ausmacht. Daß Heinrich Treichlers Werk dennoch nicht zu des Autors Lebzeiten von der Umwelt so vernommen und anerkannt wurde, wie es das Werk verdient und wie es dem Autor zu gönnen gewesen wäre, mag auf einen Wesenszug zurückzuführen sein, den er an sich selbst erkannt hat.

Er, der Theaternähe, war von unmeßbarer Bescheidenheit, sobald es um sein Eigenstes ging. In seinem Buche «Jürg», dem viel zu wenig beachteten Werk, lesen wir an einer Stelle folgendes Stück Selbsterkenntnis:

«Er fühlte es ganz gut, daß er manchmal anders reden sollte, als er es tat. Und dann und wann stieg es sogar in

ihm empor, was er noch sagen, aber auch, wie er es etwa formen müßte, und wenn es so über ihn kam, dann wurde eine regelrechte Rede daraus. Aber es war eine Rede, die er nur sich allein hielt und die ihm wohltat, solange er grad dran war. Aber nachher kam es ihm vor, als ob er erwachte und zu sich käme, und dann erschrak er, so grob und ungeschlacht und unmöglich erschien ihm sein Tun und Reden jetzt.

Aber der Doktor hielt diese Rede nie und auch keine andere. Und er gab auch keinen noch so dringend nötigen Nachdruck und auch nicht mal das kleinste Nachdrückerchen! Auf den Tisch klopfte er schon gar nicht; er konnte nicht einmal laut werden, und vor Eindringlichkeit schrak er zurück. — Zudringlichkeit jedoch haßte und verabscheute er.

Er hatte es zeit seines Lebens so gehabt, daß er sich nicht für das einsetzen konnte, was gewissermaßen sein eigenes Werk war. Es wehrte sich in ihm etwas dagegen, weil er ein solches Tun als krämerhaft und als . . ., jawohl, als unsauber empfand. Es wäre ihm vorgekommen, als hätte er sich selber damit preisen wollen, und davor schreckte er zurück. Das konnte er nun einmal nicht, und da war nichts zu machen. Es war vielleicht lächerlich, so zu sein — und das heutzutage, wo fast alle Welt es anders macht.»

Wer Heinrich Treichler wiederbegegnen will, der greife zu diesem Buche «Jürg» und lese es bedachtsam. In der Gestalt des Dr. Tanner grüßen wir ihn so, wie er in unserer Erinnerung lebendig bleibt; hier begegnen wir all dem, was wir so sehr an ihm zu schätzen wußten; hier ist alles wieder da: Die Heiterkeit und Klarheit seines Wesens, das behutsame Urteil in der Betrachtung der Umwelt und

jeglichen Geschehens, die Zuverlässigkeit seines Maßstabes in der Bewertung menschlichen Verhaltens, die verstehende Güte des immer teilnahmebereiten Herzens und — das wollen wir nicht vergessen — die stille, mitunter fast wunde Liebe zur Heimat und ihren Einrichtungen. Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen aus diesem Buche «Jürg» noch zwei kurze Stellen vorlese.

Dr. Tanner spricht davon, daß die Natur dem Menschen zwei Organe mitgegeben habe.

«Die Natur habe dem Menschen zwei Organe mitgegeben, deren er sich nur richtig bedienen müßte, um über alle vermeintlichen Widersprüche hinwegzukommen. Diese zwei schönen und wichtigen Instrumente aber wären: das Herz und der Verstand oder der Verstand und das Herz: was er ganz absichtlich so ausdrücke, um damit darzutun, daß bei diesen zwei Dingen die Reihenfolge niemals einen Vorrang des einen über das andere bedeuten dürfte, indem beide einander gleichzustellen und vom Menschen auch gleichmäßig zu betätigen wären, wodurch, falls das geschähe, die ganze Welt sofort um einiges besser und damit schöner werden könnte, als sie es jetzt sei. Denn leider würde zumeist bei den menschlichen Erwägungen, Urteilen und Entschlüssen der Verstand überwiegen und das Herz erdrücken, wobei allerdings sehr in Betracht zu ziehen sei, daß es oft nur ein höchst relativer, manchmal sogar bloß ein vermeintlicher Verstand wäre, der sich da eine nackte, kalte Vorherrschaft über das Herz anmaße.»

Die andere Stelle handelt von Jürg; aber wir erkennen unschwer darin des Autors persönlichstes Anliegen. Es heißt da: «Dann rannte er davon, fort an den See, an seinen See. Und da ging er und marschierte er und dachte tausend

Sachen und sah die Wasser und die Wellen und die Hügel und die Berge, den Himmel und die Sonne. Dann griff er etwa in die Tasche und zog ein gutes Büchlein hervor und las darin und fand es schön und beglückwünschte heimlich den Verfasser, und wieder sah er die Wasser und die Wellen und die Hügel und . . . und Wunder ohnegleichen: Es fing in ihm wieder zu fließen an, und er ging heim und setzte sich zum Tisch und schrieb und schrieb . . . und las er es, bevor er müde war, dann fand er es gut im Fluß und schön in der Erfindung . . . das waren dann recht feierliche Augenblicke für ihn und auch geheime wie geheimnisvolle . . . denn niemand sollte davon wissen; so blieb es sauber und rein, man hätte hier vielleicht auch sagen können: keusch. Er stärkte sich an diesem Neuen, er liebte es, davon zu träumen. Und was sich da alles träumen ließ! Mehr noch, viel mehr noch als damals in der Theaterzeit! Und es war dazu noch schöner. Weil es um mehr ging. Nämlich um eigenstes! Und es gab Mut! So sagte er sich zum Beispiel etwa: Wenn einer solches kann, dann kann er mehr, als nur Brot essen. Und weil ich es vielleicht auch kann oder doch einstmals kann — schon möglich, daß man noch manches hinzulernen muß, zu dem, was man als Gabe in die Wiege mitbekam —, kann auch ich zuletzt etwas mehr, als nur Brot essen! Jawohl — so einer bin ich am Ende gar . . . vielleicht, daß ich einmal der Welt etwas zu sagen habe, das heißt der Welt . . . der Welt daheim — und nicht der großen Welt.»

Ja, er hatte «etwas» zu sagen, er hatte vieles zu sagen. Die, die in seiner Nähe, in der Wärme seiner Strahlung atmen durften, haben es zu ihrem Herzensgewinn immer und immer wieder erfahren. Es läge nicht im Sinne des

Verstorbenen, wollten wir hier literarisch von Manuskripten reden, womit er sich beschäftigte, von alten und neuen. Sein wesentlichstes hat den Weg zum Buch gefunden, sein «Jürg». Es ist darin von Herrn und Frau Dr. Tanner so viel Erquickliches, Nachdenkliches, Sinnvolles zu lesen, das uns zu hohem Dank verpflichtet, daß ich ein letztes Mal noch auf eine kleine Stelle hinweisen möchte. Die Stelle handelt von Musik, von einem Adagio. Wir lesen da: «Und letzten Endes wird ihnen gerade so ein Adagio beinahe zum Sinnbild ihres eigenen Lebensabends; denn es ist auch wie eine letzte Rückschau auf Kampf und Sturm und ein Einlaufen in den Hafen endlicher Beruhigung, mit einem Ausklang in tröstlicher und herzensfriedenreicher Ausgeglichenheit! Es ist wahr», so schloß der Doktor, «man kommt nicht früh dahinter; es braucht dazu ein ganzes Leben und ein klein wenig ein Bemühen auch!» Wir wollen dieses Wort und den, der es geschrieben hat, nie vergessen.



Zentralbibliothek Zürich



ZM03082867

